

HANSER

Philippe Jaccottet

Der Unwissende

Gedichte und Prosa

Übersetzt von Elisabeth Edl, von Wolfgang Matz

ISBN-10: 3-446-20274-9

ISBN-13: 978-3-446-20274-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20274-0>
sowie im Buchhandel

Was habe ich gewollt? Ich habe nie wirklich etwas gewollt.

*

Zuerst ist da dieses eher zarte, ängstliche Kind, das manchmal lieber zu lesen als zu leben scheint und sich durch alle möglichen Geschichten bezaubern läßt; dann, mit zwölf oder dreizehn Jahren, versucht der Junge, natürlich ungeschickt, nachzuahmen, was ihm am liebsten war von seinen Lektüren, von den Dichtern, die er durch die Schule allmählich entdeckt: Leconte de Lisle, der Sinnlich-Marmorne, oder, als äußerster Gegensatz, Verhaeren, der Pathetische. Ein kindisches, belangloses Unternehmen, wenn man davon absieht, daß es eine frühe Lust an Worten verrät, das Vergnügen, mit ihnen zu spielen, eine erste Gewandtheit im Umgang mit den Werkzeugen der Sprache, ohne die kein literarisches Werk Gestalt gewinnen kann.

Dann kommt die Adoleszenz mit ihren Verwirrungen, ihren Springfluten von Überschwang oder Verzweiflung; und die Entdeckung, die ebenso verstörende wie verzückte Entdeckung – und diesmal zu Recht verzückt – ab 1941, 1942, mitten im Krieg (obwohl man in einem neutralen Land lebt, ist man selber nicht neutral, auch keiner der Freunde, alle sind zutiefst betroffen vom Schicksal des gedemütigten Frankreich), die Entdeckung von, bunt durcheinander, Rimbaud, Rilke, Claudel, und von Aischylos durch Claudel; in unmittelbarer Nähe auch von Ramuz – der einem beweist, daß man Waadtländer und ein großer Schriftsteller sein kann –, und noch besser: die Entdeckung jenes einsamen und zurückgezogenen Dichters Gustave Roud, der zum Freund und Beschützer wird und einem, mit siebzehn Jahren, Hölderlin offenbart. Aber die wichtigste Offenbarung, die aus all diesen Lektüren kommt, ist noch eine andere: All das, was einem im Leben an Wesentlichem zustößt, all das, was einen im Innersten berührt, vermag keine Sprache mit größerer Genauigkeit auszudrücken als die Sprache der Poesie.

Wenn etwa der Heranwachsende wieder und wieder den
»Balkon«
von Baudelaire liest: wie sollte er nicht spüren, daß hier, in diesen

paar Versen, durch den Zauber einer überlegenen Kunst, daß hier alles, was einen empfindsamen Menschen bewegen kann: Farben, Klänge und Düfte, verstärkt durch die Macht des Verlangens, durch Erinnerungen und Träume und die unendliche Tiefe, die sich jenseits dieser reichen Eindrücke auftut, daß hier das Wesen unseres Lebens selbst verdichtet und in gewisser Weise gerettet ist?

Von da an und ein ganzes Leben lang wird alles so sein, ob man will oder nicht, als müßte jeder Augenblick dieses Lebens, den man wirklich gelebt hat, in dem das ganze Sein beteiligt, erschüttert, genährt wurde, fest werden und sich in Worte verwandeln; Worte, mit deren Hilfe diese Intensität des Lebens, wenigstens manchmal, bewahrt und verlängert werden, auch nach außen strahlen und vielleicht, mit ein bißchen Glück, dazu beitragen könnte, uns in jenem Zustand zu halten, in dem das »wahre Leben« möglich bleibt, uns offen zu halten, empfänglich für die Welt, aber nicht für jede beliebige Welt: nur für jene, in der durch das Nahe und durch die Freundschaft dessen, was nah ist, das Ferne und das Fernste erahnt wird; jene, wo in den Grenzen eines anerkannten Maßes das Maßlose uns daran hindert, sich in diese Grenzen einzuschließen, und pocht wie ein nicht faßbares Licht, das notwendiger ist als jedes andere.

*

Auf diese Weise sind Gedichte und Prosa entstanden, beinahe von selbst und wie notwendig, im Laufe eines ganzen Lebens und seinen Mäandern folgend; manchmal, selten, als die glückliche, leichte und frische Strahlung seiner reinsten Augenblicke; häufiger als der lahmende, verlegene oder holprige Ausdruck jener Augenblicke, in denen Zweifel, Schmerz, Kummer, Angst stärker waren. Ohne daß sich jedoch deshalb auf diesem langen Weg - und darauf bin ich nicht stolz - irgendeine Bewegung zum Besseren oder die kleinste Spur eines Sieges abzeichnet. In seinem »Requiem« schrieb bereits Rilke, daß es für uns künftig weniger darum ginge zu siegen, als vielmehr zu überstehen. Als Herausforderung an die Niedertracht, die rings um uns wuchert.

*

»Gedichte – wie kleine Laternen, an denen noch der Widerschein eines anderen Lichtes glüht.« (Notiz vom März 1978, in Fliegende Saat.)

*

Wenn ich doch etwas gewollt habe in diesem Leben, in dieser Arbeit, dann dies: So wenig wie möglich zu mogeln; weder der Versuchung der Eloquenz nachzugeben noch den Verführungen des Traums oder den Reizen des Ornaments; genausowenig den gebieterischen Vereinfachungen des Intellekts oder dem falschen Glanz der Okkultismen, ganz gleich welchen Schlages. Zu versuchen, dem, was man fühlt, immer so nahe wie möglich zu bleiben, als gebe es wirklich Wendungen, Rhythmen, Worte, die »wahrer« sind als andere; als gebe es, trotz allem, eine Art von »Wahrheit«, die ein, ich weiß nicht welches, Sinnesorgan in uns genauso aufspüren würde wie die Lüge. Und wenn es diese Art von Wahrheit geben sollte, folgte für uns daraus nicht notwendigerweise eine Art von Hoffnung?

Ph. J.

November 2002